

Die Auswirkungen von Diskriminierungserfahrungen und familiären Schutzfaktoren auf die psychische Anpassung von Kindern in lesbischen Stieffamilien

Andrea Buschner und Pia Bergold

Beitrag zur Veranstaltung »Aktuelle Projekte familiensoziologischer Forschung« der Sektion Familiensoziologie

Einleitung

Laut Mikrozensus 2015 leben derzeit etwa 12.000 ledige Kinder in 9.000 Haushalten mit einem gleichgeschlechtlichen Elternpaar (Statistisches Bundesamt 2016: 134 und 70). Bisherige Forschungsarbeiten konnten zeigen, dass diese Regenbogenfamilien¹ aufgrund ihrer diversen Entstehungskontexte eine sehr vielfältige Familienform darstellen (Rupp, Dürnberger 2009; Bergold et al. 2015). Die Pluralität erstreckt sich von Adoptiv- und Pflegefamilien über geplante Familien, die sich im Rahmen ihrer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft ihren gemeinsamen Kinderwunsch zum Beispiel durch Insemination oder Leihmutterschaft verwirklichen konnten, bis hin zu gleichgeschlechtlichen (vorwiegend lesbischen) Stieffamilien. Letztere sind dadurch entstanden, dass ein(e) Partner(in) im Zuge einer heterosexuellen Beziehung (meist Ehe) ein Kind bekommen hat und dieses nach der Trennung vom anderen leiblichen Elternteil mit in eine nun gleichgeschlechtliche Partnerschaft gebracht hat.

Der vorliegende Beitrag konzentriert sich auf die Gruppe der lesbischen Stieffamilien, die gemeinsam mit den geplanten lesbischen Familien die größte Gruppe an Regenbogenfamilien ausmachen (Rupp, Dürnberger 2009). Die internationale Forschung hat sich in den letzten 20 Jahren sehr stark auf die Untersuchung der psychischen Entwicklung von Kindern in geplanten lesbischen Familien konzentriert. Studien zu Stieffamilien sind dagegen kaum zu finden (Ausnahmen: Gershon et al. 1999; Moore 2008; Becker-Stoll, Beckh 2009). Diese Forschungslücke möchte der vorliegende Beitrag schließen. Kinder in lesbischen Stieffamilien haben meist die Trennung ihrer leiblichen Eltern miterlebt (Rupp, Dürnberger 2009), was sicherlich auch Spuren im Hinblick auf die psychische Anpassung hinterlassen hat. Im Gegensatz zu geplanten lesbischen Familien wachsen Kindern in Stieffamilien nicht selbstverständlich mit zwei Müttern oder zwei Vätern auf, sondern müssen erst lernen, mit der neuen Situation umzugehen. Auch der leibliche Elternteil selbst muss erst die gleichgeschlechtliche Orientie-

¹ Im Duden werden „Regenbogenfamilien“ als ein gleichgeschlechtliches Elternpaar mit Kind(ern) definiert. Diese Definition greift zu kurz, da damit systematisch Familienformen im Kontext gleichgeschlechtlicher Elternschaft untererfasst werden (zum Beispiel sogenannte Queer-Familien, bei welchen ein lesbisches Paar bzw. eine lesbische Frau mit einem schwulen Mann/Paar eine Familie gründet).

rung in sein Selbstbild integrieren und sich Bewältigungsstrategien im Umgang mit Anfeindungen erarbeiten (Lynch, Murray 2000). Somit kann vermutet werden, dass Kinder in lesbischen Stieffamilien aufgrund ihrer familiären Biographie über schlechtere Bewältigungsstrategien im Umgang mit Diskriminierungserfahrungen verfügen und damit schlechtere Werte hinsichtlich ihrer psychischen Anpassung aufweisen als Kinder in geplanten lesbischen Familien.

Werden Diskriminierungserfahrungen von Kindern in lesbischen Stieffamilien berichtet, so soll der vorliegende Beitrag klären, inwieweit deren psychische Anpassung von diesen Erfahrungen beeinflusst wird. In einem weiteren Schritt soll die Frage beantwortet werden, ob es Faktoren aus dem familiären Kontext gibt, die sich positiv auf die psychische Anpassung der Kinder auswirken und mögliche Negativwirkungen von Diskriminierungserfahrungen abschwächen.

Theoretische Überlegungen und Forschungsstand

Aus der psychologischen Forschung sind verschiedene Faktoren bekannt, welche die psychische Entwicklung von Kindern beeinflussen. Neben der genetischen Disposition können sich auch sogenannte Risikofaktoren negativ auf die Entwicklung der Kinder auswirken. Beispiele für Risikofaktoren sind Armut, niedrige soziale Schicht, mangelnde Erziehungskompetenz der Eltern, ungeeignete Problemlösungs- und Copingstrategien der Eltern oder Eigenschaften von Bezugspersonen wie zum Beispiel Depressivität eines Elternteils. Auf der anderen Seite existieren sogenannte Schutzfaktoren oder protektive Faktoren, welche die Wirkung eines Risikofaktors abschwächen oder sogar ganz aufheben könnten. Beispiele für soziale (familiäre) Schutzfaktoren sind das Erziehungsverhalten oder die emotionale Unterstützung durch Bezugspersonen (Deković 1999).

Als ein wesentlicher Risikofaktor für die psychische Anpassung von Kindern in Regenbogenfamilien wird in der internationalen Forschung das Erleben von Stigmatisierung und Diskriminierung gesehen. Studien, wie die in den USA durchgeführte National Longitudinal Lesbian Family Study (NLLFS; Gartrell und Kolleg(inn)en)² sowie die BMJ-Studie aus Deutschland (Rupp 2009) konnten zeigen, dass Kinder und Jugendliche, die über Diskriminierungserfahrungen berichten, höhere Problemwerte auf den betrachteten Entwicklungsskalen sowie schlechtere Werte hinsichtlich des Wohlbefindens aufweisen als diejenigen, die nicht diskriminiert wurden (Gershon et al. 1999; Gartrell et al. 2005; Bos, van Balen 2008; Bos et al. 2008; Becker-Stoll, Beckh 2009; Bos, Gartrell 2010; van Gelderen et al. 2012; Bos et al. 2013; Crouch et al. 2014).

Der Anteil der Kinder aus Regenbogenfamilien, die aufgrund der sexuellen Orientierung ihrer Eltern schon einmal diskriminiert wurden, schwankt zwischen den Studien je nach gesellschaftlichem Kontext, nach Alter der Kinder und nach Definition von Diskriminierung erheblich. Er liegt zwischen 20 Prozent in den Niederlanden (Bos et al. 2007) und 25 bis 50 Prozent in den USA (Morris et al. 2002; van Gelderen et al. 2012).

Trotz dieser Diskriminierungserfahrungen unter Kindern aus Regenbogenfamilien und die möglicherweise daraus resultierenden negativen Einflüsse auf die kindliche Entwicklung, zeigen zahlreiche Studien, dass Kinder aus diesen Familien nicht per se schlechter als andere Kinder abschneiden, wenn

² Die National Longitudinal Lesbian Family Study (NLLFS) ist eine seit 1986 prospektiv durchgeführte Längsschnittstudie in den USA, bei der lesbische Paare begleitet werden, die ihren Kinderwunsch im Rahmen der gleichgeschlechtlichen Beziehung mittels Samenspende umsetzen konnten. Nähere Informationen hierzu unter www.nllfs.org.

es um das Wohlbefinden und die psychische Anpassung geht. Dies wirft die Frage auf, ob es im familiären Kontext Schutzfaktoren gibt, die mögliche Negativeffekte von Diskriminierungserfahrungen reduzieren können.

Tatsächlich wurden auch in der internationalen Forschung diverse protektive Faktoren identifiziert. Was das soziale Umfeld des Kindes anbelangt, hat es sich als zielführend erwiesen, die Schule des Kindes bewusst auszuwählen. Existiert an dieser auch ein LGBT-Curriculum, so kann dies tatsächlich ein protektiver Faktor bei Diskriminierungserfahrungen sein (Ray, Gregory 2001; Short 2007; Leddy et al. 2012). Auch die Teilhabe der Familie an der LGBT-Community und damit der Kontakt der Kinder mit anderen Kindern aus Regenbogenfamilien erwiesen sich als Faktoren, die sich positiv auf die kindliche Entwicklung auswirken (Short 2007; Bos, van Balen 2008). Auch ein grundsätzlich offener Umgang mit der Familiensituation nach außen ist förderlich für die psychische Anpassung des Kindes (Gershon et al. 1999). Darüber hinaus tragen die Vorbereitung des Kindes auf mögliche zukünftige Stigmatisierungen und eine emotional sichere Eltern-Kind-Beziehung zur Verbesserung der psychischen Entwicklung der Kinder bei (Bos et al. 2008; Becker-Stoll, Beckh 2009; Bos, Gartrell 2010; van Gelderen et al. 2012). Dies steht in Einklang mit bisherigen Arbeiten zu traditionellen Kernfamilien, deren Kinder ebenfalls in ihrer Entwicklung profitieren, wenn eine gute Eltern-Kind-Beziehung vorherrscht (Luthar, Latendresse, 2005; Vanderbilt-Adriance, Shaw, 2008).

Der vorliegende Beitrag zu Kindern in lesbischen Stieffamilien betrachtet sowohl Risiko- als auch Schutzfaktoren für die kindliche Entwicklung. In einem ersten Schritt soll die Hypothese geprüft werden, dass sich Diskriminierungserfahrungen in negativer Weise auf die verschiedenen Dimensionen der psychischen Anpassung von Kindern in lesbischen Stieffamilien auswirken. Hinsichtlich der möglichen Schutzfaktoren liegt der Fokus vor allem auf sozialen Merkmalen aus dem familiären Kontext. Hierbei wird die protektive Wirkung einer emotional und sozial unterstützenden Haltung in der Familie, einer offenen Kommunikationskultur sowie eines offenen Umgangs mit der Familiensituation nach außen untersucht. Es wird angenommen, dass diese sozialen Schutzfaktoren einen moderierenden Effekt auf die Entwicklung der Kinder zeigen und damit mögliche Negativwirkungen von Diskriminierungserfahrungen abschwächen.

Daten und Methoden

Die vorliegenden Analysen basieren auf den Daten der Studie „Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften“ (Rupp 2009), die vom Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) und dem Staatsinstitut für Frühpädagogik (ifp) im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz (2006–2009) durchgeführt wurde. Zur Gewinnung der Stichprobe wurden mehr als 13.000 Eingetragene Lebenspartnerschaften in ganz Deutschland kontaktiert³, um die Zielgruppenzugehörigkeit (gleichgeschlechtliches Paar mit Kind im Haushalt) und die Teilnahmebereitschaft zu klären. Um auch Regenbogenfamilien ohne Eintragung für die Teilnahme zu gewinnen, wurde deutschlandweit in verschiedensten Medien und über eine Vielzahl von Multiplikatoren (zum Beispiel Verbände, Interessensgruppen, Beratungsstellen) für die Studie geworben. Letztlich nahmen n=1.059 Elternteile sowie n=119 Kinder und Jugendliche aus Regenbogenfamilien an den Erhebungen

³ Diese konnten im Rahmen einer Melderegisterauskunft anhand des Familienstandes „verpartnert“ identifiziert werden.

teil (Dürnberger et al. 2009). Die Basis für die vorliegenden Analysen bilden die Daten aus der standardisierten CATI-Befragung der Eltern (n=1.059).

Die im Rahmen der vorliegenden Analysen betrachteten Eltern liefern Informationen zu insgesamt n=345 Kindern und Jugendlichen⁴ aus gleichgeschlechtlichen Stieffamilien, wovon 181 Mädchen (52,5 Prozent) und 164 Jungen (47,5 Prozent) sind. Das mittlere Alter der Kinder betrug zum Erhebungszeitpunkt 12,3 Jahre (SD: 3,2). Die Kinder stammen alle aus einer vorherigen heterosexuellen Partnerschaft ihrer beiden leiblichen Eltern. Adoptiv- und Pflegefamilien wurden nicht berücksichtigt. Die Kinder waren zum Zeitpunkt der Trennung ihrer Eltern im Mittel 6,2 Jahre alt (SD: 3,1) und haben die Trennung meist bewusst miterlebt (61,1 Prozent). Zum Zeitpunkt der Erhebung war die Trennung der Eltern bereits durchschnittlich 6,7 Jahre vergangen (SD: 3,1).

Tabelle 1: Soziodemographische Merkmale der Familien

	M	SD	n =	%
Geschlecht des Kindes: Mädchen			181	52,5
Alter des Kindes (in Jahren)	12,3	3,2		
Alter des Kindes bei der Trennung der Eltern (in Jahren)	6,2	3,1		
Alter der leiblichen Mutter (in Jahren)	40,2	6,0		
Alter der sozialen Mutter (in Jahren)	39,4	7,0		
Bildungsabschluss der leiblichen Mutter (CASMIN)				
Niedrig			61	18,0
Mittel			170	50,3
Hoch			107	31,7
Bildungsabschluss der sozialen Mutter (CASMIN)				
Niedrig			69	20,5
Mittel			166	49,4
Hoch			101	30,1
Mind. ein Elternteil mit (Fach-)Hochschulabschluss			158	45,8
Dauer der Partnerschaft (in Jahren)	6,1	2,9		
Eltern in Eingetragener Lebenspartnerschaft			266	77,1

Die leiblichen Mütter waren im Durchschnitt 40,2 Jahre alt (SD: 6,0), während die sozialen Mütter ein Alter von durchschnittlich 39,4 Jahren (SD: 7,0) aufwiesen. Basierend auf der CASMIN-Klassifizierung für Bildungsabschlüsse hatte ein Großteil der leiblichen Mütter einen mittleren (50,3 Prozent) oder

⁴ Da die Items des Strengths and Difficulties Questionnaire (SDQ) nur für Kinder ab fünf Jahren erhoben wurden und im Rahmen dieses Beitrags die Entwicklung von Kindern aus lesbischen Stieffamilien im Fokus steht, reduziert sich die Stichprobengröße auf letztlich n=345.

hohen (31,7 Prozent) Bildungsabschluss. Gleiches gilt für die sozialen Mütter, die in 49,4 Prozent ein mittleres und in 30,1 Prozent der Fälle ein hohes Bildungsniveau aufweisen konnten. In 45,8 Prozent der Familien besitzt mindestens eine Mutter einen (Fach-)Hochschulabschluss. Die Paare waren im Schnitt seit 6,1 Jahren zusammen (SD: 2,9) und lebten seit 5,3 Jahren (SD: 2,8) in einem gemeinsamen Haushalt.

Um die psychische Anpassung der Kinder und Jugendlichen zu messen, wurde die deutsche Fassung des Strengths and Difficulties Questionnaires (SDQ) verwendet (im Original: Goodman 1997)⁵. Das Messinstrument besteht aus vier Problemskalen, die zusammengefasst den *Gesamtproblemwert* (Cronbach's Alpha = .81) ergeben, sowie einer Stärkenskala zum *prosozialem Verhalten* (Cronbach's Alpha = .73). Die beiden Problemskalen *emotionale Probleme* (Cronbach's Alpha = .70) und *Probleme mit Gleichaltrigen* (Cronbach's Alpha = .56) werden zur Skala *internalisierende Verhaltensprobleme* (Cronbach's Alpha = .72) zusammengefasst. Die beiden Problemskalen *Hyperaktivität* (Cronbach's Alpha = .69) und *Verhaltensauffälligkeiten* (Cronbach's Alpha = .61) bilden zusammen die Skala *externalisierende Verhaltensprobleme* (Cronbach's Alpha = .73). Jeweils fünf Items bilden eine Einzelskala, wobei die Antworten auf einer dreistufigen Likert-Skala gemessen wurden (0 = trifft nicht zu, 1 = trifft teilweise zu, 2 = trifft eindeutig zu). Um die Skalenwerte zu ermitteln, wurden die Antworten der fünf Items aufsummiert (Summenscore).

Emotionale Probleme (z.B. Kind hat viele Sorgen, erscheint häufig bedrückt)	Internalisierende Verhaltensprobleme	Gesamtproblemwert
Probleme mit Gleichaltrigen (z.B. Kind ist Einzelgänger; spielt meist alleine)		
Hyperaktivität (z.B. Kind ist unruhig, überaktiv, kann nicht lange stillsitzen)	Externalisierende Verhaltensprobleme	
Verhaltensauffälligkeiten (z.B. Kind stiehlt zu Hause, in der Schule oder anderswo)		
Prosoziales Verhalten (z.B. Kind ist hilfsbereit, wenn andere verletzt, krank oder betrübt sind)		

Abbildung 1: Skalenzusammensetzung des SDQ mit Beispielitems

⁵ Bei Klasen et al. 2000 und Woerner et al. 2002 sind wichtige Erkenntnisse zur Validierung und Normierung des deutschen SDQ-Instruments zu finden.

Als wesentlicher Prädiktor für die psychische Anpassung der Kinder dient in den nachfolgenden Modellen deren Diskriminierungserfahrung. Ebenso wie beim SDQ wird auch dieses Merkmal aus Sicht der Eltern erhoben und gibt an, ob der befragte Elternteil von Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen seines Kindes weiß. Die Eltern wurden gefragt: *Wissen Sie, ob [Name des Kindes] schon einmal diskriminiert wurde, weil Sie schwul bzw. lesbisch sind?* ((0) Nein, ich weiß von keinem derartigen Vorfall; (1) ja). Im weiteren Verlauf der Befragung wurden die Eltern dann gebeten, Art und Häufigkeit der Diskriminierungserfahrungen zu berichten.

Neben dem Risikofaktor Diskriminierung als eine erklärende Variable wurden drei Merkmale des familiären Kontextes (Schutzfaktoren) in die Modelle aufgenommen. Als Indikator für die emotionale und soziale Unterstützung innerhalb der Familie wurde das Item *In unserer Familie geht jeder auf die Sorgen und Nöte des anderen ein* in die Analysen integriert. Ein Hinweis auf eine offene Gesprächskultur innerhalb der Familie gibt das Item *Wir können in unserer Familie über alles ganz offen sprechen*. Beide Aussagen konnten von den befragten Müttern mit den Kategorien (1) stimme überhaupt nicht zu, (2) stimme eher nicht zu, (3) stimme eher zu und (4) stimme voll und ganz zu beantwortet werden. Die Indikatoren wurden dichotomisiert, um letztlich die zustimmenden von den ablehnenden Müttern zu trennen. Den dritten potentiell protektiven Faktor bildet die Offenheit der Familie mit der Familiensituation. Hierbei wurden die befragten Mütter gebeten, für verschiedene Bereiche des kindlichen Umfeldes anzugeben, wie viele Personen daraus über die familiäre Situation Bescheid wüssten ((1) niemand, (2) wenige, (3) viele und (4) alle). Nach Bildung eines Summenwertes wurde dann ebenfalls eine Dichotomisierung vorgenommen, um am Ende jene Familien, in denen alle/fast alle aus dem Umfeld über die Familiensituation Bescheid wissen vom Rest der Familien zu unterscheiden.

Als Kontrollvariablen wurden das Alter und das Geschlecht der Kinder in den Modellen berücksichtigt. Diese haben sich in der Forschung zur psychischen Anpassung von Kindern und Jugendlichen als wichtige Einflussfaktoren erwiesen (z.B. Woerner et al. 2002).

Zur Analyse wurden multiple Regressionsmodelle herangezogen. Die Auswertung erfolgte in drei Arbeitsschritten: In einem ersten Analyseschritt wurde der Einfluss der Diskriminierungserfahrungen auf die Summenscores der fünf Einzelskalen, der zusammenfassenden Skalen für *externalisierende und internalisierende Verhaltensprobleme* sowie der *Gesamtskala* unter Kontrolle von Alter und Geschlecht des Kindes untersucht. In einem zweiten Schritt wurde geprüft, inwieweit sich Merkmale aus dem familiären Kontext positiv auf die einzelnen Dimensionen der kindlichen Entwicklung auswirken. Um zu testen, ob die möglichen Schutzfaktoren auch in der Lage sind, Negativeinflüsse von Diskriminierungserfahrungen abzuschwächen, wurden in einem dritten Analyseschritt mögliche Schutzfaktoren als moderierende Variablen in die Modelle aufgenommen.

Befunde

Die Frage, ob ihr Kind schon einmal aufgrund der familiären Situation diskriminiert worden war, beantworten 23,2 Prozent der Mütter mit „Ja“ (n=80). Weitere Auswertungen (siehe Tabelle 2) machen deutlich, dass vor allem *Beschimpfungen* (n=66; n=17 häufig und n=49 selten) sowie *Kontaktbruch/Ausschluss aus der Gruppe* (n=21; n=2 häufig und n=19 selten) als Formen der Diskriminierung genannt wurden. Andere diskriminierende Handlungen wie die Androhung von Gewalt, Telefonterror, körperliche Gewalt (Prügel, Schläge), sexuelle Belästigung/ sexuelle Gewalt, Erpressung und die Beschädigung von Eigentum kamen dagegen deutlich seltener vor.

Tabelle 2: Arten von Diskriminierungserfahrungen bei Kindern (n=80)*

Art von Diskriminierungserfahrung	n=	% der Kinder mit Diskr.-erfahrungen	Davon: selten n=	Davon: häufig n=
Beschimpfungen	66	82,5%	49	17
Kontaktabbruch/ Ausschluss aus der Gruppe	21	26,3	19	2
Androhung von Gewalt	12	15,0	11	1
Telefonterror, anonyme Briefe	7	8,8	5	2
Körperliche Gewalt (Prügel, Schläge)	7	8,8	7	0
Sexuelle Belästigung, sexuelle Gewalt	4	5,0	3	1
Erpressung	4	5,0	3	1
Beschädigung von Eigentum	6	7,5	4	2

*Basis: die Angaben jener Eltern, die von Diskriminierungserfahrungen ihrer Kinder wussten (n=80)

Diskriminierungserfahrungen und die psychische Anpassung der Kinder

Die Befunde aus Tabelle 3 machen deutlich, dass sich Diskriminierungserfahrungen nicht auf alle Dimensionen der kindlichen Entwicklung auswirken. Auch die Anpassung als Ganzes, gemessen anhand des *Gesamtproblemwertes*, wird nicht in signifikanter Weise von Diskriminierungserfahrungen beeinflusst. Stattdessen zeigt sich, dass der Teilbereich der *internalisierenden Verhaltensprobleme* am stärksten von Diskriminierungserfahrungen beeinflusst wird. Insbesondere die Skalenwerte für *emotionale Probleme* sind bei Kindern und Jugendlichen signifikant höher, wenn die Eltern von Diskriminierungserfahrungen ihres Kindes berichten.

Tabelle 3: Multiple Regressionsmodelle – Einfluss der Diskriminierungserfahrungen

	Emotionale Probleme	Verhaltensauffälligkeiten	Hyperaktivität	Probleme mit Gleichaltrigen	Prosoziales Verhalten	External. Verhaltensprobleme	Internal. Verhaltensprobleme	Gesamtskala
Diskriminierung (ref. Nein)	0,61*	0,01	0,18	0,35	-0,04	0,18	0,96*	1,14
Alter des Kindes	0,32	0,27	-0,26	0,36	-0,59+	0,00	0,68	0,68
Geschlecht des Kindes (ref. Mädchen)	-0,26	0,45+	0,56*	0,02	-0,27	1,00*	-0,24	0,76
Konstante	1,97	2,09	3,46	1,55	8,67	5,55	3,52	9,07
R-Quadrat	0,010	0,004	0,007	0,003	0,005	0,009	0,012	0,003
N=	345	345	345	345	345	345	345	345

Signifikanzniveaus: + < .10; * < .05; ** < .01; *** < .001

Einflüsse möglicher Schutzfaktoren aus dem familiären Kontext auf die psychische Anpassung der Kinder

Die emotionale und soziale Unterstützung in der Familie als möglicher Schutzfaktor

Wie die Koeffizienten in Tabelle 4 verdeutlichen, zeigt die emotionale und soziale Unterstützung, also das Eingehen auf Sorgen und Nöte innerhalb der Familie vor allem im Bereich der externalisierenden Verhaltensprobleme seine Wirkung. Leben die Kinder in Familien, in denen sie auf ausreichend emotionale und soziale Unterstützung zurückgreifen können, so zeichnen sie sich durch niedrigere Problemwerte auf den Skalen *Verhaltensauffälligkeiten* und *Hyperaktivität* und damit auch auf der zusammenfassenden Skala der *externalisierenden Verhaltensprobleme* und der *Gesamtskala* aus. Auch bei der Dimension *Probleme mit Gleichaltrigen* liegen niedrigere Problemwerte vor, wenn ein umsorgendes und unterstützendes Klima in der Familie herrscht.

Tabelle 4: Multiple Regressionsmodelle – Haupteffekte der potentiellen protektiven Faktoren

	Emotionale Probleme	Verhaltensauffälligkeiten	Hyperaktivität	Probleme mit Gleichaltrigen	Pro-soziales Verhalten	External. Verhaltensprobleme	Internal. Verhaltensprobleme	Gesamtskala
Diskriminierung ja/nein	0,52+	-0,00	0,15	0,34	-0,02	0,15	0,87+	1,01
Emotionale/soziale Unterstützung	-0,16	-1,87**	-2,13**	-1,12+	0,77	-4,00***	-1,28	-5,28**
Offene Gesprächskultur innerhalb der Familie	-0,59	0,14	-0,32	-0,60	0,52	-0,17	-1,19	-1,36
Offenheit mit der Familiensituation nach außen	-0,83+	-0,26	-0,65	-0,42	0,30	-0,90	-1,25+	-2,16+
Alter des Kindes	0,31	0,24	-0,28	0,35	-0,59+	-0,04	0,66	0,62
Geschlecht des Kindes (ref. Mädchen)	-0,17	0,59*	0,78**	0,18	-0,38	1,37**	0,01	1,38+
Konstante	3,39	3,91	6,28	3,44	7,23	10,19	6,83	17,02
R-Quadrat	0,017	0,032	0,052	0,031	0,012	0,064	0,035	0,052
N=	338	338	338	338	338	338	338	338

Signifikanzniveaus: + < .10; * < .05; ** < .01; *** < .001

Es fällt auf, dass der Faktor emotionale und soziale Unterstützung zwar keinen signifikant senkenden Effekt auf die Werte der Skala *emotionale Probleme* hat (vgl. Tabelle 4). Wird jedoch geprüft, inwieweit das Eingehen auf Sorgen und Nöte in der Familie mögliche Negativeffekte von Diskriminierungserfahrungen abschwächen kann, so zeigt sich hier tatsächlich ein signifikanter Interaktionseffekt⁶ (vgl. Abbildung 2). Die Problemwerte von Kindern, die mit emotionaler und sozialer Unterstützung aufwachsen, sind unabhängig davon, ob sie bereits Diskriminierungserfahrungen machen mussten oder nicht (rote Linie), vergleichsweise niedrig. Wird dagegen in der Familie weniger auf Sorgen und Nöte des Einzelnen eingegangen, so zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen jenen Kindern, die bereits diskriminiert wurden und jenen, die solche Erfahrungen noch nicht machen mussten. Erstere zeigen deutlich höhere Werte auf der Skala *emotionale Probleme* (blaue Linie). Auf andere Bereiche der kindlichen Entwicklung sowie auf die zusammenfassenden Skalen zeigt ein sozial und emotional unterstützendes Verhalten in der Familie keine protektive Wirkung im Hinblick auf Diskriminierungserfahrungen.

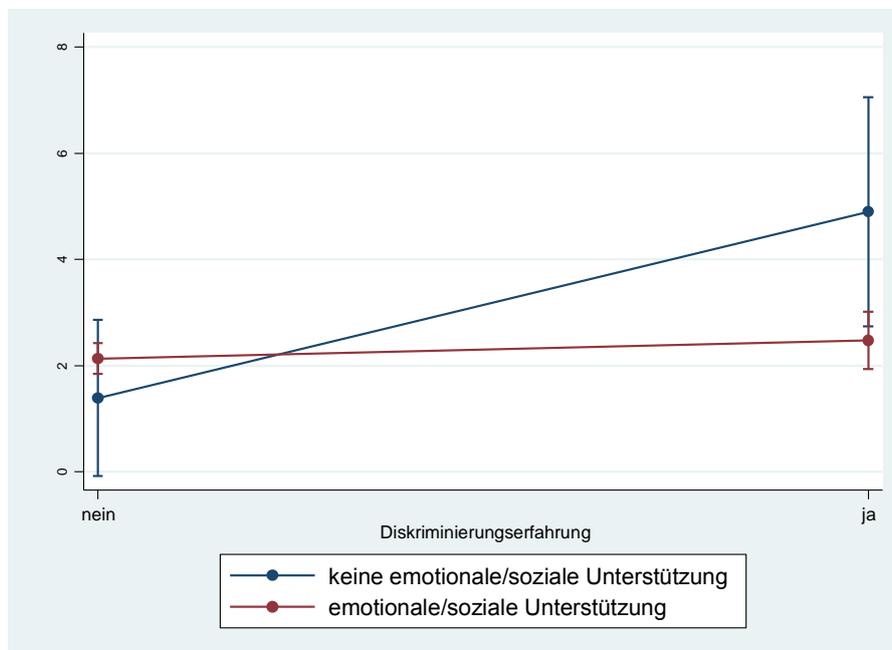


Abbildung 2: Moderierender Effekt der emotionalen/ sozialen Unterstützung auf die Skala emotionale Probleme (unter Kontrolle von Alter und Geschlecht des Kindes)

Eine offene Gesprächskultur innerhalb der Familie als möglicher Schutzfaktor

Als Indikator für eine offene Gesprächskultur innerhalb der Familie wurde im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Aussage *Wir können in unserer Familie über alles ganz offen sprechen* genutzt. Wie die Befunde in Tabelle 4 verdeutlichen, senkt eine offene Gesprächskultur nicht per se die Problemwerte für verschiedene Dimensionen der psychischen Anpassung der Kinder. Stattdessen zeigt dieses Merkmal des familiären Kontextes bei verschiedenen Skalen einen moderierenden Effekt (*Hyperaktivität, Prosoziales Verhalten, Gesamtskala*).

So werden beispielsweise die Skalenwerte für Hyperaktivität bei Kindern, die in einer Familie mit einer offenen Gesprächskultur leben, kaum durch Diskriminierungserfahrungen erhöht (rote Linie

⁶ Modelle können bei den Autorinnen angefordert werden.

Abbildung 3). Im Gegensatz dazu zeigt sich durchaus ein signifikanter Effekt von diskriminierenden Erlebnissen, wenn das Klima innerhalb der Familie von weniger Offenheit geprägt ist (blaue Linie Abbildung 3).

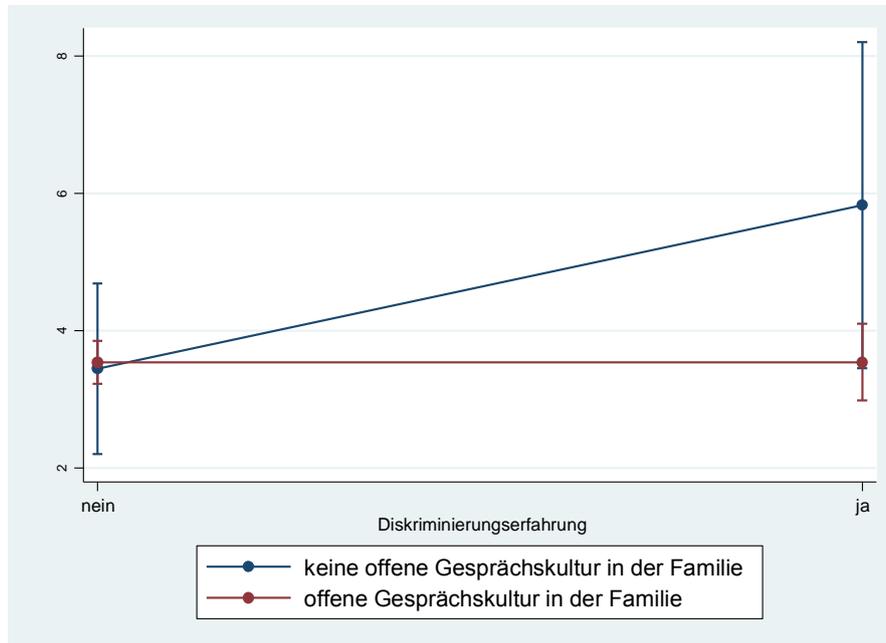


Abbildung 3: Moderierender Effekt einer offenen Gesprächskultur auf die Skala Hyperaktivität (unter Kontrolle von Alter und Geschlecht des Kindes)

Ein ebenfalls moderierender Effekt einer offenen Gesprächskultur kann beim *prosozialem Verhalten* gefunden werden (Abbildung 4). Leben Kinder in einer Familie, in der offen über alles gesprochen werden kann, so fallen Diskriminierungserfahrungen im Hinblick auf das *prosoziale Verhalten* kaum ins Gewicht. Herrscht dagegen eine weniger offene Gesprächskultur, so werden die Werte der Kinder durch Diskriminierungserfahrungen deutlich gesenkt und damit verschlechtert.

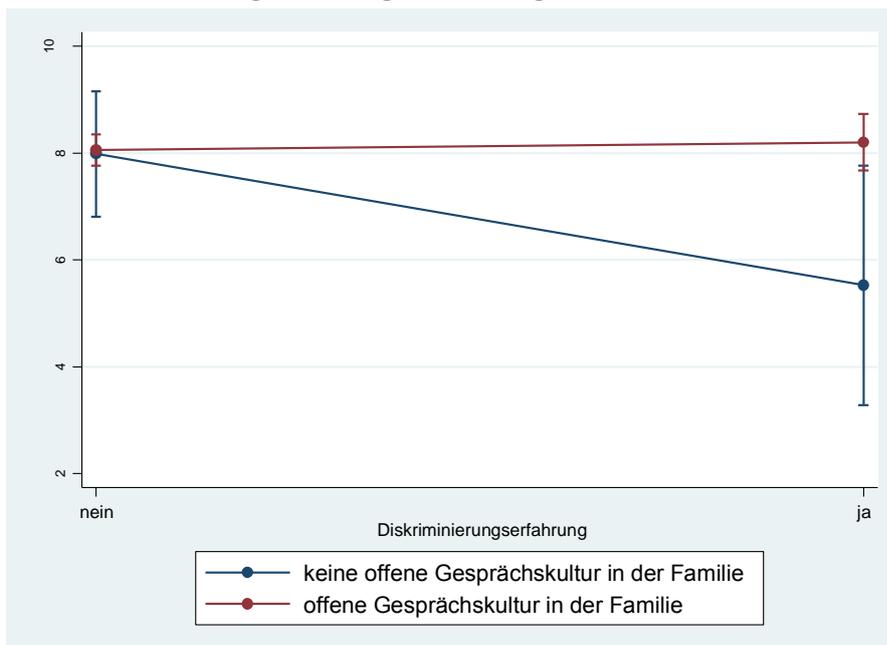


Abbildung 4: Moderierender Effekt einer offenen Gesprächskultur auf die Skala Prosoziales Verhalten (unter Kontrolle von Alter und Geschlecht des Kindes)

Die moderierenden Effekte einer offenen Gesprächskultur im Bereich der *Hyperaktivität* und des *prosozialen Verhaltens* sind außerdem so stark ausgeprägt, dass auch die Werte der *Gesamtskala* durch diesen Interaktionseffekt beeinflusst werden (Abbildung 5). Hinsichtlich der psychischen Anpassung als Ganzes ist somit festzuhalten, dass eine offene Kommunikation innerhalb der Familie als ein signifikanter Schutzfaktor angesehen werden kann, der in der Lage ist, mögliche Negativwirkungen von Diskriminierungserfahrungen abzuschwächen. Umgekehrt schlagen die negativen Effekte von Diskriminierung bei jenen Kindern besonders zu Buche, die in Familien mit einer weniger offenen Gesprächskultur leben.

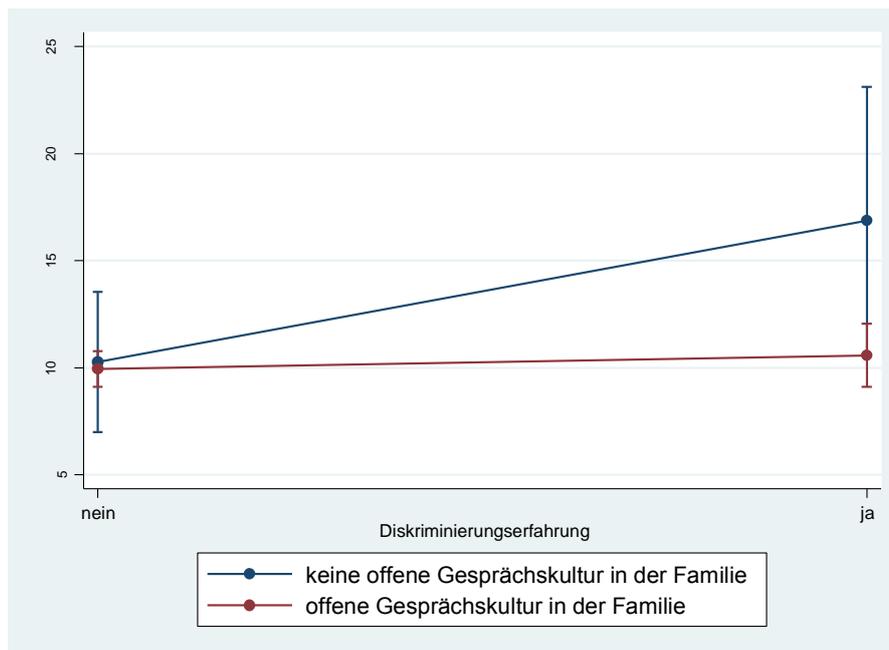


Abbildung 5: Moderierender Effekt einer offenen Gesprächskultur auf die Gesamtskala (unter Kontrolle von Alter und Geschlecht des Kindes)

Der offene Umgang mit der Familiensituation nach außen als möglicher Schutzfaktor

Wie aus Tabelle 4 ersichtlich ist, sind vor allem die Werte hinsichtlich *internalisierender Verhaltensprobleme* niedriger, wenn alle oder fast alle Personen im Umfeld über die familiäre Situation Bescheid wissen. Kennt jedoch nur ein Teil des sozialen Umfelds die familiäre Situation, so erhöhen sich dadurch die *emotionalen Probleme*. Folglich zeigen sich auch erhöhte Werte auf der Skala *internalisierende Verhaltensprobleme* sowie der Gesamtskala.

Einen schützenden Effekt zeigt der offene Umgang mit der Familiensituation nach außen lediglich beim *prosozialem Verhalten* (Abbildung 6). Wissen alle oder fast alle im Umfeld des Kindes über dessen Lebenssituation Bescheid, so haben Diskriminierungserfahrungen keinen merklichen Einfluss auf das *prosoziale Verhalten*. Wird die Familiensituation dagegen vor manchen Personenkreisen geheim gehalten bzw. nicht offen kommuniziert, so verschlechtern sich durch Diskriminierungserfahrungen auch die Werte auf dieser Skala.

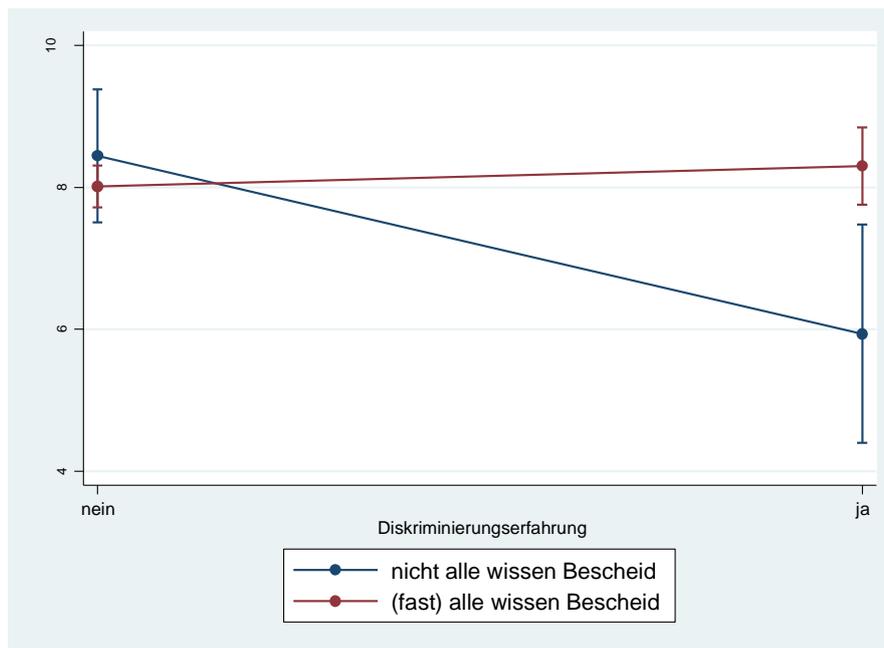


Abbildung 6: Moderierender Effekt des offenen Umgangs mit der Familiensituation auf die Skala prosoziales Verhalten (unter Kontrolle von Alter und Geschlecht des Kindes)

Zusammenfassung und Ausblick

Das Ziel des vorliegenden Beitrags war es, die Auswirkungen von Diskriminierungserfahrungen auf die psychische Anpassung von Kindern in lesbischen Stieffamilien zu untersuchen. Weiter sollte geprüft werden, inwieweit potentielle Schutzfaktoren aus dem familiären Kontext mögliche Negativwirkungen von Diskriminierungserfahrungen abschwächen können.

Laut Angaben ihrer Eltern machte knapp ein Viertel der Kinder (23,2 Prozent) Erfahrungen mit Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung ihrer Eltern. Bei den Erlebnissen der Kinder handelt es sich überwiegend um Beschimpfungen, Hänseleien und Ausgrenzungen sowie die Androhung von Gewalt. Tätliche Übergriffe, Erpressung oder die Beschädigung von Eigentum kamen deutlich seltener vor. Trotzdem konnte gezeigt werden, dass Bereiche der psychischen Anpassung von Kindern durch Diskriminierungserfahrungen beeinflusst werden.

Mit Hilfe des SDQ (Strengths and Difficulties Questionnaire; Goodman 1997) wurden unterschiedliche Dimensionen der kindlichen Entwicklung untersucht. Nicht alle Bereiche der psychischen Anpassung werden gleichermaßen von Diskriminierungserfahrungen beeinflusst. Insbesondere die Werte für *internalisierende Verhaltensprobleme* – genauer *emotionale Probleme* – erhöhen sich bei Vorhandensein von diskriminierenden Erlebnissen. Dieser Befund steht in Einklang mit den Ergebnissen von Crouch et al. (2014), die unter Zuhilfenahme des SDQ ebenfalls zeigen konnten, dass sich eine wahrgenommene Stigmatisierung lediglich negativ auf die Dimension *emotionale Probleme* auswirkt.

Unsere Studie stützt zudem bisherige Befunde, nach denen die negativen Wirkungen von Diskriminierung durch emotionale und soziale Unterstützung in der Familie abgefangen werden können (Bos, Gartrell 2010). Auch in unserer Stichprobe fungierte das Eingehen auf Sorgen und Nöte als relevanter Schutzfaktor im Umgang mit Diskriminierungserfahrungen. Gerade die signifikanten Negativwirkungen von Diskriminierungserfahrungen auf die *emotionalen Probleme* der Kinder können durch das Eingehen auf Sorgen und Nöte innerhalb der Familie nahezu nivelliert werden. Zudem trägt die soziale

und emotionale Unterstützung auch zu einer positiven Entwicklung im Bereich der *externalisierenden Verhaltensprobleme* bei, unabhängig davon, ob die Kinder diskriminiert wurden oder nicht.

Als ein weiterer wichtiger familiärer Faktor hat sich die Offenheit erwiesen. Bereits Gershon et al. (1999) wiesen in ihrer Studie auf den positiven Zusammenhang zwischen einem offenen Umgang mit der Familiensituation nach außen und dem daraus resultierenden höheren Selbstwert des Kindes hin. Der Forschungsstand wird durch die vorliegende Studie erweitert, indem auch die offene Gesprächskultur *innerhalb* der Familie als potentieller Schutzfaktor in die Modelle einbezogen wird. Die Analysen konnten zeigen, dass sowohl ein offener Umgang mit der Familiensituation nach außen als auch eine offene Kommunikation innerhalb der Familie sich protektiv auf das *prosoziale Verhalten* von Kindern mit Diskriminierungserfahrungen auswirken. Ein Großteil der hier untersuchten Kinder muss ihre Familiensituation nicht verheimlichen, da diese im Umfeld des Kindes bekannt ist. Inwieweit das Coming-out als Regenbogenfamilie selbst ein schützender Faktor ist oder ob eine bewusste Wahl des Umfeldes, das alternativen Lebensformen gegenüber aufgeschlossen ist, als protektiver Faktor fungiert, bleibt offen. Denkbar wäre, dass ein aufgeschlossenes Umfeld auch mehr Unterstützung im Falle von Diskriminierung bietet und das Kind deshalb weiterhin prosoziales Verhalten zeigen kann, anstatt sich zum Beispiel durch aggressives Verhalten dagegen zu wehren oder durch Rückzug zukünftige Situationen zu vermeiden.

Die vorliegenden Befunde sollten unter Berücksichtigung der folgenden Einschränkungen interpretiert werden. Sowohl der Bericht der Diskriminierungserlebnisse als auch die Einschätzung der Symptomprävalenz (SDQ) erfolgte durch die Eltern. Obwohl Becker-Stoll und Beckh (2009) in der gleichen Studie die Kinder selbst befragt hatten und hinsichtlich der Diskriminierung und deren Wirkung zu ähnlichen Ergebnissen gekommen sind, ist nicht auszuschließen, dass eine objektive Messung der kindlichen Entwicklung durch eine außenstehende Person nicht zu anderen Ergebnissen geführt hätte. Zudem stellt die hier untersuchte Gruppe an Eltern eine relativ hoch gebildete Stichprobe dar. Tasker und Golombok (1997) weisen jedoch darauf hin, dass Kinder in ökonomisch benachteiligten Familien mit einer höheren Wahrscheinlichkeit homophoben Stigmatisierungen ausgesetzt sind als Kinder in lesbischen Mittelschichtsfamilien. Aufgrund der zu geringen Fallzahl an bildungsfernen Familien kann für die vorliegende Stichprobe nicht geprüft werden, wie deren Kinder auf mögliche Diskriminierungserfahrungen reagieren. Letztlich wäre auch wünschenswert gewesen, die sozialen Schutzfaktoren innerhalb der Familie durch umfassendere Instrumente berücksichtigen zu können. Die hier verwendete „single-item“-Messung der sozialen/emotionalen Unterstützung und der offenen Gesprächskultur kann daher keine tieferen Einblicke in die Art und Intensität der Unterstützungsleistungen innerhalb der Familie bieten. Um letztlich kausale Effekte zuverlässig nachweisen und eine längerfristige Entwicklung der Kinder und Jugendlichen nachzeichnen zu können, wäre auch für gleichgeschlechtliche Stieffamilien eine längsschnittliche Untersuchung ähnlich der NLLFS-Studie erforderlich.

Die wesentliche Stärke des vorliegenden Beitrags liegt darin, dass die Erfahrungen der bislang nur wenig erforschten lesbischen Stieffamilie auf einer sehr breiten Datenbasis (n=345) analysiert werden konnten. Aufgrund der hohen Fallzahl war es möglich, verschiedene familiäre Schutzfaktoren zu berücksichtigen. Neben der Erweiterung des Forschungsstandes zur Entwicklung von Kindern in lesbischen Stieffamilien liefert die vorliegende Studie auch wichtige Erkenntnisse für die beratende Praxis (zum Beispiel Familien- und Erziehungsberatung) und für die Familien selbst. Da die Zahl der Regenbogenfamilien stetig zunimmt, werden immer häufiger auch Beratungsfachkräfte mit den Herausforderungen dieser Lebensform konfrontiert. Um adäquate Unterstützung bieten zu können, sollten sich die Fachkräfte der Tatsache bewusst sein, dass Diskriminierung und Stigmatisierung einen möglichen Risikofaktor für die Entwicklung von Kindern in Regenbogenfamilien darstellt. Nichts desto trotz kann-

ten wirksame Schutzfaktoren identifiziert werden, die diese Negativwirkungen von Diskriminierung abschwächen. Fachkräfte können die Familien dahingehend beraten, dass sie diese auf die protektive Funktion der innerfamiliären Beziehungen und Unterstützungsleistungen hinweisen. Die Eltern können sich und ihre Kinder auf den Umgang mit Diskriminierung vorbereiten, indem sie ihre Kinder emotional und sozial unterstützen, eine sehr offene Gesprächskultur innerhalb der Familie pflegen, ein aufgeschlossenes Umfeld für ihre Kinder wählen und darin offen mit ihrer familiären Situation umgehen.

Literatur

- Becker-Stoll, F., Beckh, K. 2009: Die Entwicklung der Kinder – Ergebnisse der entwicklungspsychologischen Teilstudie. In M. Rupp (Hg.), Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger Verlag, 233–280.
- Bergold, P., Buschner, A., Haag, C. 2015. Entscheidungsprozesse in der Familiengenesse bei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. In B. Mayer-Lewis, M. Rupp (Hg.): Der unerfüllte Kinderwunsch. Interdisziplinäre Perspektiven. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich Verlag, 161–186.
- Bos, H. M. W., Gartrell, N. 2010: Adolescents of the USA National Longitudinal Lesbian Family Study: Can family characteristics counteract the negative effects of stigmatization? *Family Process*, 49. Jg., Heft 4, 559–572.
- Bos, H. M. W., Gartrell, N., Peyser, H., van Balen, F. 2008: The USA National Longitudinal Lesbian Family Study (NLLFS): Homophobia, psychological adjustment, and protective factors. *Journal of Lesbian Studies*, 12. Jg., Heft 4, 455–471.
- Bos, H. M. W., Gartrell, N., Van Balen, F., Peyser, H., Sandfort, T. G. M. 2007: Planned Lesbian Families: A Cross Cultural Comparison Between the USA and the Netherlands. Poster presented at the APA conference in San Francisco.
- Bos, H. M. W., Gartrell, N., Van Gelderen, L. 2013: Adolescents in Lesbian Families: DSM-Oriented Scale Scores and Stigmatization. *Journal of Gay & Lesbian Social Services*, 25. Jg., Heft 3, 121–140.
- Bos, H. M. W., van Balen, F. 2008: Children in planned lesbian families: Stigmatization, psychological adjustment, and protective factors. *Culture, Health & Sexuality*, 10. Jg., Heft 3, 221–236.
- Crouch, S. R.; Waters, E.; McNair, R.; Power, J., Davis, E. 2014: Parent-reported measures of child health and wellbeing in same-sex parent families: a cross-sectional survey. *BMC public health*, 14. Jg., Heft 1, 635.
- Deković, M. 1999: Risk and Protective Factors in the Development of Problem Behavior During Adolescence. *Journal of Youth and Adolescence*, 28. Jg., Heft 6, 667–685.
- Dürnberger, A., Rupp, M., Bergold, P. 2009: Zielsetzung, Studienaufbau und Mengengerüst. In M., Rupp (Hg.), Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger Verlag, 11–49.
- Gartrell, N. K., Deck, A., Rodas, C., Peyser, H., Banks, A. 2005: The National Lesbian Family Study: 4. Interviews with the 10-year-old children. *American Journal of Orthopsychiatry*, 75. Jg., Heft 4, 518–524.
- Gershon, T. D., Tschann, J. M., Jemerin, J.M. 1999: Stigmatization, Self-Esteem, and Coping Among the Adolescent Children of Lesbian Mothers. *Journal of Adolescent Health*, 24. Jg., Heft 6, 437–445.
- Goodman, R. 1997: The Strengths and Difficulties Questionnaires: a research note. *Journal of child psychology and psychiatry*, 38. Jg., Heft 5, 581–586.
- Klasen, H., Woerner, W., Wolke, D., Meyer, R., Overmeyer, S., Kaschnitz, W., Rothenberger, A., Goodman, R. 2000: Comparing the German versions of the Strengths and Difficulties Questionnaire (SDQ-Deu) and the Child Behavior Checklist. *European Child & Adolescent Psychiatry*, 9. Jg., Heft 4, 271–276.

- Leddy, A., Gartrell, N., Bos, H. M. W. 2012: Growing up in a lesbian family: The life experiences of the adult daughters and sons of lesbian mothers. *Journal of GLBT Family Studies*, 8. Jg., Heft 3, 243–257.
- Luthar, S. S., Latendresse, S. J. 2005: Comparable “risks” at the socioeconomic status extremes: Preadolescents’ perception of parenting. *Development and Psychopathology*, 17. Jg., Heft 1, 207–230.
- Lynch, J. M., Murray, K. 2000. For the love of the children: the coming out process for lesbian and gay parents and stepparents. *Journal of Homosexuality*, 39. Jg., Heft 1, 1–24.
- MacCallum, F., Golombok, S. 2004: Children raised in fatherless families from infancy: A follow-up of children of lesbian and single heterosexual mothers at early adolescence. *Journal of Child Psychology & Psychiatry*, 45. Jg., Heft 8, 1407–1419.
- Moore, M. R. 2008: Gendered power relations among women: A study of household decision making in black, lesbian stepfamilies. *American Sociological Review*, 73. Jg., Heft 2, 335–356.
- Morris, J. F., Balsam, K. F., Rothblum, E. D. 2002: Lesbian and Bisexual Mothers and Nonmothers: Demographics and the Coming-Out Process. *Journal of Family Psychology*, 16. Jg., Heft 2, 144–156.
- Ray, V., Gregory, R. 2001: School experiences of the children of lesbian and gay parents. *Family Matters*, 59. Jg., 28–35.
- Rupp, M. (Hg.) 2009: Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeigerverlag.
- Rupp, M., Dürnberger, A. 2009: Regenbogenfamilien in Eingetragener Lebenspartnerschaft. In M. Rupp (Hg.), Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeigerverlag, 51–177.
- Short, L. 2007: Lesbian Mothers Living Well in the Context of Heterosexism and Discrimination: Resources, Strategies and Legislative Change. *Feminism and Psychology*, Jg. 17, Heft 1, 57–74.
- Statistisches Bundesamt 2016: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalte und Familien. Ergebnisse des Mikrozensus. Fachserie 1, Reihe 3. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Tasker, F. L., Golombok, S. 1997: Growing up in a lesbian family: Effects on child development. London: Guilford Press.
- Vanderbilt-Adriance, E., Shaw, D.S. 2008: Protective factors and the development of resilience in the context of neighborhood disadvantage. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 36. Jg., Heft 6, 887–901.
- Van Gelderen, L., Gartrell, N. K., Bos, H. M. W., van Rooij, F. B., Hermanns, J. M. A. 2012: Stigmatization associated with growing up in a lesbian-parented family: What do adolescents experience and how do they deal with it?, *Children and Youth Services Review*, 34. Jg., Heft 5, 999–1006.
- Woerner, W., Becker, A., Friedrich, C., Klasen, H., Goodman, R., Rothenberger, A. 2002: Normierung und Evaluation der deutschen Elternversion des Strengths and Difficulties Questionnaire (SDQ): Ergebnisse einer repräsentativen Felderhebung. *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie*, 30. Jg., Heft 2, 105–112.